Die naturwissenschaftliche Durchforschung des Naturschutzgebietes Berchtesgaden VIII.

(Zoologischer Teil).

Das Murmeltier im Naturschutzgebiet Berchtesgaden.

Von Franz Murr, Reichenhall-München.

ier soll es ja auch Murmeltiere geben? Aber die bekommt man doch nie zu sehen!" Nicht nur einmal, sondern dutzend Male hört man ähnliche Äußerungen im Kärlinger-Haus am Funtensee. Meist kann der freundliche Hüttenwirt umgehend erwidern: "Mankei? Oh doch! Schauen Sie, dort drüben auf dem flachen Stein sitzt eines." (Mankei ist im Land Berchtesgaden der Volksname für das Murmeltier.) Aber sie haben Augen und sehen nicht, und sie haben Ohren und hören nicht, die heutigen Zivilisationskrüppel. Zugegeben sei: eine auffallende Alpenblume, deren Farbe ja den Blick (der Insekten freilich nur!) auf sich lenken soll, ist leichter zu entdecken als ein unscheinbar gefärbtes Tier, das den lauten Menschen schon frühzeitig wahrnimmt und sich verbirgt, noch ehe jener von der Anwesenheit des Tieres eine Ahnung hatte.

Unterirdisch hausende Tiere sind besonders empfindlich gegen Erschütterungen des Bodens; den schweren Tritt des Bergsteigers spüren sie auf erhebliche Entfernung. Aber am Funtensee, nächst Gotzenalm und Watzmann dem meistbesuchten Punkt des Naturschutzparks, hat sich das Murmeltier in weitgehendem Maße an den lebhaften Touristenverkehr gewöhnt. Wohl verschwindet es beim Nahen wirklicher oder vermeintlicher Gefahr in seinen unterirdischen Bau oder in eine Notröhre, kommt aber, falls schönes Wetter herrscht, meist schon nach 5 oder 10 Minuten wieder hervor, um sein anziehendes Treiben im Freien fortzusetzen. Die paar Familien, die entlang des Weges in der Funtenseemulde ihre Baue haben, müßten sonst buchstäblich verhungern, wenn sie sich nach jedem Vorbeimarsch einer Touristenkolonne "stundenlang" nicht wieder hervorwagen wollten, wie man in manchen Murmeltiergeschichten lesen kann, - oder sie müßten sich ein nächtliches Leben angewöhnen, was ihnen jedoch nicht liegt. In Gegenden, wo das Mankei nicht unter Schutz steht, sondern stark gejagt wird, mag es anders sein. Am Funtensee oder bei der Gotzenalm genügt ein wenig Geduld und Gelassenheit, um auch aus der Nähe eine freundliche Murmeltier-Idylle zu belauschen.

Wir nähern uns mit leisen Schritten einem etwas abseits liegenden Bau, der sich durch den kahlen, schotterigen, glattgetretenen "Vorplatz" vor dem Eingang als bewohnt zu erkennen gibt, und setzen uns in 10 Schritt Entfernung auf die Leeseite. Es wird nicht lange dauern, so erscheint ein graues Köpfchen mit großen schwarzen Augen, verhofft einen Augenblick, verschwindet vielleicht noch einmal, ist aber gleich wieder da — und auch schon heraußen! Ein Wesen nicht größer als ein Eichhörnchen, mit grauem, gelblich überflogenem Wollpelz und halblangem, zweizeilig-buschigem Schwänzchen. Ein Murmeltierkind. Nun kommt ein zweites und gleich darauf das Dritte. Denn gewöhnlich sind es die Jungen, die nach einer Störung zuerst wieder hervorkommen, unbesorgt und ohne Arg, wie die Jugend nun einmal ist. Sie beginnen die nächste Umgebung ihres Heimes zu untersuchen, naschen da und dort an einem Pflänzchen; und wenn sich dabei zweie begegnen, scherzen sie miteinander, balgen sich und rich-

ten sich neckend aneinander auf. Dieses Treiben spielt sich drei bis fünf Schritte vor unseren Augen ab. Ja es ist mir schon die Ehre widerfahren, daß ein junges Mankei meine

Bergschuhe beschnupperte und beleckte.

Nun erscheint ein großer eisgrauer Kopf vor dem Dunkel des Höhleneingangs. Die Alte.

Unbeweglich starrt sie eine lange
Weile in die Ferne. Vielleicht muß sich ihr Auge erst an das grelle Sonnenlicht gewöhnen. Die hohe Schnauze, die vorn wie abgehackt erscheint — die flache Stirne — der dicke, lange Backenbart,

der sich an den Halsseiten fortsetzt und dadurch Kopf und Hals sehr breit erscheinen läßt -- die zwischen dem dichten Pelz recht klein aussehenden Augen und Ohren — dies alles verleiht dem Kopf ein ungemein bezeichnendes Gepräge. Unter den lefzenartig herabhängenden, zottig behaarten Oberlippen sind die orangebraunen Nagezähne nur selten zu erkennen. Unsagbar komisch wirkt die schwärzliche Färbung um Nase und Oberlippenspalt. Dadurch erinnert mich das Gesicht des alten Murmeltieres immer wieder an einen alten Bergbauern mit dunkler Rotweinnase und schwärzlicher "Schnupftabaksrinne" im struppig grauen Schnurrbart. Auch der griesgrämige Zug des Murmeltiergesichtes macht einen menschlichen Eindruck. Selbstverständlich ist er nicht Ausdruck des inneren Wesens, sondern wird rein äußerlich bedingt durch die arteigene Strichführung, Zeichnung und Färbung der derben Gesichtsbehaarung. Das dunkle Näschen haben übrigens auch die Jungen schon. — Jetzt schiebt sich das alte Tier vollends aus dem Röhreneingang, watschelt breitspurig auf die blumige Matte und beginnt alsbald zu äsen. Die Blätter der mannigfachen Korbblütler. des Frauenmantels, der Kleearten u. a. werden gerupft und mit Behagen verzehrt. Eine besondere Vorliebe bezeigt es für die Blüten der verschiedensten Alpenkräuter. Klee- und Kompositenblüten werden bevorzugt; am Funtensee verzehrt es daneben die dunkelvioletten Blüten des dort häufigen Drachenmauls (Horminum pyrenaicum L.). Nach erfolgter Sättigung legt sich die bequeme Alte platt und wohlig auf einen flachen, von der Sonne durchwärmten Stein. Dort gibt sie sich ausgiebiger Ruhe hin. Die Jungen kommen wohl auf kurze Zeit und tun desgleichen. Nach Kinderart halten sie jedoch das Stillesitzen nicht lange aus, sondern huschen alsbald von neuem ins Grün. Der Vater ist inzwischen ebenfalls erschienen und einige fünfzig Schritte bergan gelaufen. Hier weiß er einen besonders blumigen Platz und gleich daneben hat er im Blockgewirr seine private Fluchtröhre. Ein solcher, besonders typischer Fluchtbau befindet sich am Funtensee im Felsgeklüft über der Teufelsmühle. Bemerkt der Alte Verdächtiges, dann

erhebt er sich auf die Hinterbeine oder rennt noch rasch auf einen erhöhten Stein, um besseren Überblick zu haben, und ruft nun seine gellenden Warnungspfiffe in das echo-

> bereite Felsenrund. Meist sind sie für die Familie das Zeichen, eiligst in die Burg zu fahren, nicht ohne daß eines oder das andere noch rasch ein "Männchen" gemacht hätte aus Fürwitz oder erwachender Selbständigkeit. Oft aber übt das Pfeifen

gar keine Wirkung aus — die Tiere unterscheiden offenbar recht gut zwischen nur Verdächtigem und unmittelbarer Gefahr — und wieder oft eilen sie bei nahender Störung ohne jeden Pfiff in ihre Höhlen. Auch alte Einsiedler, die keine Familiengesellschaft zu warnen haben, pfeifen nicht. Im Herbst, wenn die Zeit des Winterschlafs heranrückt, kommen die Murmeln nach einer Störung in der Regel am betreffenden Tage überhaupt nicht mehr aus ihren Wohnungen. Auch

bei Regenwetter verlassen sie diese ungerne, bei besonders rauher Witterung oft tagelang nicht. Sie sind,
so ist man versucht zu sagen, den
leeren Magen vom Winterschlaf gewöhnt. Denn das Gras und Kraut, das
die Murmeltiere im Herbst zum
Trocknen in die Sonne legen und

dann als Heu in ihre Winterheime tragen, dient nicht als Nahrungsvorrat, sondern als wärmehaltende Polsterung. Ein Teil wird als "Pfropfen" zum Verschließen des Eingangs vor Beginn der Winterruhe verwendet.

Über die äußeren Erscheinungen des Winterschlafs der Murmeltiere liegen schon seit langem zahlreiche und gründliche Untersuchungen und Veröffentlichungen vor. Von einem näheren Eingehen darauf kann deshalb an dieser Stelle abgesehen werden. Es sei nur kurz zusammengefaßt: Bei dem in Winterschlaf verfallenen Tier hören die Funktionen der Verdauung auf. Blutumlauf und Atmung verlangsamen sich sehr. Das winterschlafende Tier macht in der Stunde nicht mehr Atemzüge als das wachende in der Minute; die Leistung des Herzens beträgt nur noch ein Neuntel derjenigen des wachen Tieres, und die

Blutwärme sinkt von der ungefähren Höhe der menschlichen auf 10 bis 4 Grad C herab. Vor Beginn der Winterruhe sind die Murmeln sehr fett, und sicherlich zehren sie davon während des langen Schlafes. Aber diese große Fettreserve wird weder, wie man früher annahm, bis zum Frühjahrserwachen vollständig verbraucht, noch ist sie der einzige Reservestoff für die Mangelperiode, die unter ungünstigen Verhältnissen 8 Monate dauern kann. Einen mindestens ebenso wichtigen Reservestoff enthält die Barkowsche "Winterschlafdrüse" im Chilus, einem zubereiteten Nahrungsstoff, der sich im Herbst in großen Mengen aufspeichert und die Drüse zu gewaltiger Größe anschwellen läßt. Die Chilusdrüse liegt im oberen Teil der Brusthöhle. Ihre enorme Vergrößerung vor Beginn des Schlafes wirkt schon rein mechanisch als Druck auf die benachbarten Organe, wie Arterien, Herz und Lungen, und stimmt dadurch diese Organe in ihrer Tätigkeit herab. An der Erzeugung und Beendigung des Winterschlafes nehmen aber nach neueren Untersuchungen auch Schilddrüse und Bauchspeicheldrüse hervorragenden Anteil, ja sie dürften durch innersekretorische Wirkungen und Gegenwirkungen den Anstoß hiezu geben. Die Reservestoffe (Fett und Chilus) haben, wie bereits angedeutet, bei Beendigung des großen Schlafes ihre Rolle durchaus nicht ausgespielt. Zwar ist die Chilusdrüse nach Tiedemann schon auf den 160. Teil ihres früheren Gewichtes zusammengeschrumpft. Aber das frisch aufgewachte Murmeltier ist keineswegs mager, sondern wird es erst in den folgenden Wochen bei noch sehr kärglicher Äsung und eintretender Paarung. In diesen Wochen zehrt es noch von den Reservestoffen seines Körpers. Denn nach langen oder schneereichen Wintern erscheint das Mankei trotz ungünstiger Verhältnisse doch zur bestimmten Zeit - weil sein "innerer Kalender" es weckt -, selbst wenn es sich noch durch eine starke Schneedecke bohren müßte. So sah ich zu Pfingsten (!) 1909 auf dem noch völlig schneebedeckten Fagstein-Westhang vier offene Mankeiröhren und frische Fährten, weit und breit aber keine Weidemöglichkeit. Am 9. April (sehr früher Zeitpunkt!) 1931 tummelte sich auf beschränktem aperen Fleck der Gotzenalm vor einem offnen Bau ein Tier, und einige Tage vorher wurde beim Funtensee die gleiche Beobachtung gemacht, obwohl im allgemeinen noch eine zusammenhängende Decke von eineinhalb Meter Schnee vorhanden war. Wir können uns kaum vorstellen, daß in solchen Fällen die erwachten Schläfer bis zur vorgeschritteneren Vegetation durchhalten könnten, wenn die inneren Reserven schon beim Erwachen aufgebraucht wären. Ähnlich speichern ja auch unsere winterschlafenden Pflanzen in ihren Zweigen oder Wurzelstöcken einen Vorrat an geformter organischer Nahrung auf, vornehmlich in Gestalt der Stärke und anderer Kohlehydrate — nur zum geringsten Teile für den Winter, sondern hauptsächlich, um sie bei Beginn der neuen Vegetationsperiode sofort verwenden zu können. Unsere zwei- und mehrjährigen Pflanzen leben also ähnlich dem Murmeltier anfangs bloß von den im Vorjahr erworbenen Reserven; nur ist die Pflanze erst nach Ausbildung neuer, auf Kosten der Reserven erzeugter Blätter imstande, neue Nahrung zu assimilieren, während das Murmeltier nach dem Erwachen sofort befähigt ist, etwa schon vorhandene Nahrung aufzunehmen. — Trotz dieser Erkenntnisse sind wir von der endgültigen Lösung des Rätsels "Winterschlaf der Tiere" heute noch weit entfernt. Denn selbst wenn wir das letzte "Wie" beantwortet hätten, stünde sofort das allerletzte "Warum" vor uns auf — wie in aller naturwissenschaftlichen Forschung.

Vor andere Rätsel, solche tierpsychologischer Art, stellt uns ein merkwürdiger Vorgang im Murmeltierleben, der ebenfalls mit dessen Winterschlaf zusammenhängt: die herbstlichen "Gerichtssitzungen", die von einwandfreien Be-

obachtern berichtet werden. Ehe die

Murmeltiere sich sippenweise in ihre Winterburgen zurückziehen, fallen sie über etwaige altersschwache und kranke Genossen, auch über

solche mit noch unverheilten Wunden, gemeinsamher, beißen sie weg und zwingen sie damit, sich abseits einen eigenen Bau zu graben — oder töten sie kurzweg durch Bisse. Keinesfalls dulden sie, daß solch ein Schwächling die gemeinsame

Wohnung bezieht. Er würde hier im Verlaufe des Winters durch kranke Ausdünstungen oder Leichengeruch die ohnehin spärliche Atemluft verpesten und die Gesellschaft gefährden. Auch bei anderen gesellig lebenden Tieren (Antilopen, Störchen) wurden ähnliche, scheinbar grausame Akte der Selbsterhaltung schon beobachtet.

Den schlafenden Murmeltieren erwächst durch die Frühjahrsschneeschmelze eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Nach schneereichen Wintern ersäuft mancher Bau, namentlich in mergeligen Böden. Wenn die Inwohner vielleicht auch nicht immer buchstäblich ertrinken, so wird ihnen doch die eingedrungene Nässe gesundheitlich gefährlich. In jenen Fällen, wo man Murmeltiere schon sehr frühzeitig bei hoher Schneedecke im Freien antraf, kann es sich also sehr wohl um Exemplare handeln, die durch eingedrungene Schmelzwässer rechtzeitig geweckt wurden und nach oben flüchteten. Auch sehr kalte Winter lichten die Bestände. So waren nach dem strengen Winter 1929 am Priesberg sehr viel weniger Mankei zu sehen als in den Jahren vorher, was mir der dort stationierte Jagdbeamte bestätigte. — Aus dem Bedürfnis nach einem trockenen Platz (sowie nach einem haltbaren "Plafond" (siehe unten!)) erklärt sich auch die Vorliebe, mit der die Murmeltiere gerade unter große Felsblöcke bauen. Dies Bedürfnis war wohl auch die treibendeKraft für jenes mutige Mankei, das sich vor einigen Jahren seine Wohnung unter der... Jagdhütte in der Röth grub. Der Jäger fühlte sich durch

das unterirdische Rumoren in seiner Mittagsruhe beeinträchtigt und protestierte wiederholt durch unwillige Schläge mit einem Holzscheit gegen den Fußboden — ohne Erfolg. Selbst die Anwesenheit des Jagdhundes, der freilich als guterzogener Gebirgsschweißhund von dem Nager wenig Notiz nahm, störte es nicht. Dies ist durchaus kein Jägerlatein, denn ich war mehrere Tage hindurch Zeuge des Geschehens. Auch unter Sennhütten sieht man da und dort Mankeiröhren.

Nicht alle Murmeltiere bewohnen während des ganzen Jahres den gleichen Bau. Manche graben sich für die schöne Jahreszeit in höheren Lagen eine Som-

merwohnung. Meist sind dies alte Einsiedler, auch jüngere Stücke, welche die Geschlechtsreife noch nicht erlangt haben. Familien mit kleinen Jungen wohnen aber nie in extrem hohen Lagen, sondern stets tiefer. Die höchsten Sommerquartiere fand ich im Naturschutzgebiet am Südfuße des Schneibers bei der Hundstodscharte bis zu 2100 m, einen einzelnen sogar noch bei 2200 m. Bei Nordwestexposition des Hanges wurden die obersten Siedlungen festgestellt am Funtenseetauern oberhalb der Kronalalpe bis 1800 m. Zu den höchstgelegenen Winterquartieren dürfte der bereits erwähnte Bau am Südwesthang des Fagsteins (Roßfeld) mit 1860 m gehören. Den tiefsten besiedelten Punkt erreicht unser Nager bei 1120 m im Gotzental; auch die

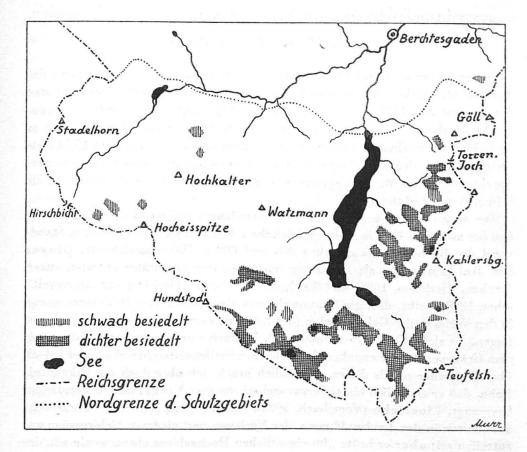
Wohnplätze bei der verfallenen Siegeretalm 1360 m und auf der Sagereckalm 1374 m liegen in geringer Höhe. Demnach erstrecken sich die

Winterquartiere über einen Höhengürtel von 1120 bis etwa 1850 m, Sommersiedlungen darüber hinaus noch bis 2100 (2200) m. Die dichtest bewohnten Reviere um den Funtensee, in der Röth, in den Gotzenbergen und nördlich davon bis zur Königsbergalm beschränken sich aber auf einen mittleren Höhengürtel zwischen 1400 und etwa 1850 m.

Unser Tier ist ein Bewohner der Almwiesen und Hochmatten, der begrünten Schutthalden und Moränenhügel innerhalb des genannten Höhengürtels. Vorbedingung für die Ansiedelung ist selbstverständlich, daß die Beschaffenheit des Untergrundes die Anlage der Höhlen erlaubt und üppiger Wuchs der Wiesenpflanzen die Ernährung der Gesellschaft gewährleistet. Die Bodendecke über dem festen Gesteinsuntergrund muß mächtig genug sein, daß der Bau genügend tief unter die Erdoberfläche zu liegen kommt. Sie muß aber auch so bindig sein, daß die Wände der Röhren genügend Festigkeit besitzen, um nicht alsbald wieder in sich zusammenzubrechen. Schwache Humuslagen auf festem Gesteinsuntergrund können daher ebensowenig besiedelt werden wie junger, noch lockerer Gesteinsschutt. Die Bereiche des Ramsau- und Dachsteindolomits werden daher gemieden; deshalb fehlt das Mankei vor allem im ganzen Wimbachtal,

aber auch so gut wie vollständig im Watzmannstock und Hochkalterzuge. Um so größerer Beliebtheit erfreuen sich die Böden mit liassischem Gesteinsuntergrund, eben wegen ihrer Mächtigkeit, Bindigkeit und Fruchtbarkeit. Die Verbreitung unseres Tieres im Gebiet deckt sich daher im allgemeinen mit derjenigen der Liasformation. Auch seine obere Höhengrenze findet ihre Erklärung in der Mächtigkeit der Bodendecke. Denn wo die Liasmatten der mittleren Zone in die trockenen Hochmatten der eigentlichen alpinen Stufe mit ihrer dünnen Humusdecke auf festem Gestein übergehen, bleibt das Murmeltier zurück. Bestenfalls geht es bis zur unteren Grenze des Edelweiß, das wir in diesem Zusammenhang als bekannte Leitpflanze für die trockenen Hochwiesen nennen. An den wenigen Plätzen, wo diese Blume nicht schon auf schwer zugängliche Schrofen und Wände zurückgedrängt ist, sondern auch noch auf sanfteren Hängen wächst, z. B. am Schneiber, am Wildpalfen und Laafeld, kann man im Aufwärtssteigen buchstäblich hundert Schritte über dem letzten Mankei das erste Edelweiß erblicken.

Die gegenwärtige Verbreitung des Tieres im Naturschutzgebiet ist auf dem beigegebenen Kärtchen dargestellt. Sie ist jedoch innerhalb der Berchtesgadener Alpen nicht auf deutsches Gebiet beschränkt sondern greift im Süden und Osten auf dem Steinernen Meer und Hagengebirge, im innersten Blühnbach- und Blüntautal auf österreichisches Gebiet über, ebenso im Westen auf der Linie Hundstod-Hirschpichlpaß. Daher sind hier im Westen die Vorkommen in der Hocheisspitzgruppe nicht als isoliert zu betrachten, stehen vielmehr durch Siedlungen auf österreichischem Boden (Kammerlingalm, Ochsenkar, Kematenalm, Diesbachtal) mit dem Verbreitungszentrum in Zusammenhang. Dieses ist gekennzeichnet durch die Namen Funtensee, Röth, Gotzenberge, Fagstein, Königstal. und durch das Vorherrschen der Liasformation. Die Lücken innerhalb dieses Verbreitungszentrums sind bedingt einerseits durch die Felsmassive der Gipfelerhebungen über 2000 m, andererseits durch Steilhänge und ausgesprochene Karrenfelder, bewaldete Strecken und ausgedehnte Latschenbestände, die vom Mankei nicht besiedelt werden. Im Bereiche des Watzmanns fehlt das Tier, wie schon erwähnt, vollständig. Allerdings fand ich im Watzmannkar gut erhaltene Reste von Röhren. Die Besiedlung scheint jedoch nur eine vorübergehende gewesen zu sein, oder es handelt sich um einen der vielen Ansiedlungsversuche, wie sie von Zeit zu Zeit in bisher unbewohnten Revieren beobachtet werden. So erschien vor einigen Jahren ein Exemplar bei der Eisbergalm auf der Hochfläche der Reiteralpe und hielt sich dort lange Zeit; zu einer dauernden Ansiedlung scheint es aber nicht gekommen zu sein. Auf der Reiteralpe war übrigens bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Murmeltier heimisch, ist aber jetzt ausgerottet. Noch heute führt dort ein Wandl den Namen Mankei-"palfen", meines Wissens die einzige von unserem Tier genommene Ortsbezeichnung im Berchtesgadener Land. Auch die Hochkaltergruppe ist so gut wie frei von Murmeltieren. Es sind mir dort nur Steinberg und Hochalpe als bewohnt bekannt. Durch einen großen Zwischenraum vom Hauptareal getrennt, sind sie möglicherweise überhaupt nicht ständig besiedelt. Die Wanderlust einzelner Exemplare und ganzer Sippen, die manchmal plötzlich ihren Wohnsitz nach weit entfernten Plätzen verlegen, ist die Ursache für die Neubesiedlung bisher unbewohnter Gegenden wie überhaupt für gewisse Schwankungen in der Verteilung



der einzelnen Kolonien. Die Beweggründe für solche Wanderungen (die nicht verwechelt werden dürfen mit dem alljährlichen Tauschen zwischen Sommerund Winterquartier) sind noch nicht geklärt; vielleicht bildet Übervölkerung oder Suche nach neuen Weidegründen den Anlaß.

Nach sorgfältiger Schätzung nehme ich die Zahl der im Naturschutzgebiet vorhandenen Murmeltiere mit 800 bis 900 Stück an. Durch unsere Verbreitungskarte ist auch die in manchen Aufsätzen, ja selbst in einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift aufgestellte Behauptung, innerhalb Deutschlands Grenzen komme das Murmeltier nur noch im Allgäu vor, hinreichend widerlegt. Es war in den Berchtesgadener Bergen immer vorhanden, und zwar auf ursprünglichem Standort, geschützt durch die relativ schwere Zugänglichkeit der Hauptreviere

Funtensee und Röth für Wilddiebe, und durch die weidgerechte Jagdpflege von seiten der bayerischen Fürsten und der Staatsforstverwaltung. Dank dessen bildet es heute einen reizenden Schmuck für unseren Naturschutzpark, eine Quelle stiller Freude für jeden wahren Naturfreund.

Grauspecht und Weißrückenspecht im Naturschutzgebiet Berchtesgaden.

Von Franz Murr, Reichenhall-München.

In den bisher an dieser Stelle erschienenen Berichten über die Vogelwelt des Naturschutzbezirkes Berchtesgaden (Jahresberichte des Vereins zum Schutze der Alpenpflanze 1927 und 1928; Jahrbuch 1929, 1932, 1933) wurde der Grauspecht überhaupt nicht aufgeführt und vom Weißrückenspecht gesagt, daß er im Gebiet erst zweimal zur Beobachtung gelangt und ein Brüten noch nicht festgestellt sei. Seit der letztjährigen Veröffentlichung nun ist gerade über diese zwei Spechte wertvolles Material gewonnen worden, das ein näheres Eingehen auf die beiden Arten rechtfertigt.

Der Grauspecht galt lange als ein Bewohner vorwiegend der Niederungen und des niedrigen Hügellandes, obgleich ihn schon Borggreve als echten Standvogel des Buchengürtels zwischen 300 und 800 m Höhe bezeichnete, Gloger und Baldamus ihn als Bewohner hochgelegener Alpentäler antrafen (nach Brehm, Tierleben, 1893) und Tschudi in seinem "Tierleben der Alpenwelt" schon 1858 angibt, daß der Grauspecht das Maximum seiner Individuenmenge in den Wäldern der Gebirgsregion (der Schweiz) erreiche, "besonders in solchen Lagen, die sich an die Alpen anlehnen". Vielfach wurde angegeben, daß er mit dem Grünspecht zwar annähernd die gleichen Örtlichkeiten bewohne, hier jedoch überall seltener sei als dieser. Allmählich brach sich aber doch die Erkenntnis Bahn, daß er eigentlich ein Gebirgsvogel sei. So sagt Voigt, daß er Bergländer bevorzugt, Floericke (Vogelbuch, 1922), daß der "viel seltenere" Grauspecht am ehesten in den Laubwaldungen der Vorberge und niederen Gebirgszüge anzutreffen sei; aber er brüte "im eigentlichen Hochgebirge ebensowenig wie der Grünspecht und dürfte im allgemeinen bei uns in dem Höhengürtel von 2000 bis 2500 Fuß sein Verbreitungsmaximum erreichen". Immerhin erwähnt Floericke im Anschluß hieran, daß der Vogel, obwohl er Nadelwälder im allgemeinen meide, doch gerne die Bestände der Zirbelkiefern aufsucht, da deren Nüsse für ihn ein Leckerbissen sind. Neueste Feldornithologen haben nun die frühen Angaben von Gloger, Baldamus und Tschudi bestätigt und unseren Specht als ausgesprochenen Gebirgsvogel nicht nur in den deutschen Mittelgebirgen sondern auch im Hochgebirge festgestellt. Aus den bayerischen Alpen (Wendelsteingebiet) meldet ihn Ad. Kl. Müller als "Brutvogel bis zur Baumgrenze, wo er auch im Dezember noch zu finden ist" (Verh. d. Orn. Ges. i. Bay. XV, 1922). Ich selbst lernte den Vogel kennen in Laub- und Mischwäldern der südlichen Vogesen und des Schwarzwaldes, auch in Baumgärten und Parkanlagen der dortigen Täler, ferner bei Reichenhall in Buchen- und Mischwäldern der unteren und mittleren Lagen. (In den Edelkastanienwäldern über den Weinbergen am Vogesenrand traf ich nur den Grün-, nicht den Grauspecht.)

Nach alldem durfte man den Grauspecht im Naturschutzgebiet erwarten. Trotzdem wollte es lange nicht gelingen, ihn hier zu finden. Erschwert wurde dies dadurch, daß er an der Stimme nicht in jedem Falle einwandfrei von seinem

nächsten Verwandten, dem Grünspecht, zu unterscheiden ist. Endlich im Juli 1933 glückte es, am Aufstieg vom Königssee über die Sagereckwand in 1100 m Höhe einen flüggen jungen Grauspecht aus nächster Nähe ins Fernglas zu bekommen. Er ist zweifellos im Gebiet erbrütet worden. Steiler Buchen - Fichten - Mischwald gab der Örtlichkeit das Gepräge. Die Ostertage 1934 waren dann ausschließlich der planmäßigen Suche nach den beiden bisher vermißten Spechtarten gewidmet und erfreulicherweise von Erfolg begleitet. In der nächsten Umgebung des Königssees traf ich nicht weniger als vier Paare des Grauspechtes an: eines nur 80 m über St. Bartholomä in einem steilen, steinschlagbestrichenen Buchenwald mit



eingesprengten Fichten- und Weißtannengruppen; ein weiteres über der Saletalpe in ähnlicher Umgebung und gleich geringer Höhe; endlich ein drittes und viertes am Rinnkendlsteig auf 900 und 1150 m, jenes in steilem Buchen-Fichten-Mischwald, dieses im rauhen Felsgelände mit lockeren Fichten- und Lärchengruppen und einigen Buchen. Gemsen standen hier, in den Felsspalten blühte die Aurikel, und in den Bäumen lärmte der Alpentannenhäher. Wie ist doch diese Umwelt so ganz anders als jene Vor- und Feldhölzer, Parklandschaften und ausgedehnten alten Obstpflanzungen, die noch Brehm als die typischen Wohnorte unseres Spechtes bezeichnete! Daß die vier beobachteten Pärchen sich an ihrem Brutplatze befanden, ist nach ihrem ganzen Verhalten sowohl als in Anbetracht der Jahreszeit als sicher anzunehmen. Der Grauspecht ist somit als mehrfacher Brutvogel des Naturschutzgebietes nachgewiesen.

Wie verhält sich nun unser Vogel in seinen Ansprüchen an den Lebensraum zu seinem nächsten Verwandten, dem Grünspecht? Von diesem wurde in unserer vorjährigen Veröffentlichung gesagt, daß er für die Berchtesgadener Ahornhaine außerordentlich bezeichnend sei, in den Buchen- und Mischwäldern des Naturschutzgebietes selbst jedoch nur vereinzelt angetroffen wird und nicht zu deren Charaktervögeln gehört. Er dringt in diese Wälder nur an der Nordgrenze ein, wo sie an das offene Kulturland des Tales stoßen. (Wie Rabenkrähe, Ringeltaube u. a. ist er also für unser Gebiet nur "Grenzvogel", ein Bewohner angrenzender gebietsfremder Biotope.) In dem oben geschilderten Bezirk der vier Grauspechtpaare war, obwohl er bis 650 m herabreicht, bezeichnenderweise kein Grünspecht zu sehen. Es wäre auch nach den heutigen Anschauungen der Systematik und Biologie verwunderlich, wenn zwei so nahe verwandte Arten genau dieselben Örtlichkeiten erwählen würden. Sie vertreten sich vielmehr gegenseitig auf Grund ihrer verschiedenartigen ökologischen Ansprüche. Bei so ausgesprochenen Baumvögeln wie den Spechten ist als maßgebend für die Wahl des Wohnplatzes die Baumart anzusehen, die von der einzelnen Spechtart bevorzugt wird. Nach Hagen (Die deutsche Vogelwelt nach ihrem Standort, 1923) schließt sich der Grauspecht in seiner Verbreitung eng an die Buche an, der Grünspecht dagegen mehr an die Eiche, ohne indessen in Buchenwäldern ganz zu fehlen. Auch liebt der letztere, wie ich hinzufügen will, Pappeln und ähnliche Weichhölzer. Man kann aber nicht behaupten, daß der Grünspecht ein Waldvogel ist; zum mindesten müssen an den Baumbestand freie Wiesenplätze anstoßen oder die Bäume genügend locker stehen. Alle diese Bedürfnisse findet er in den Niederungen im allgemeinen besser erfüllt als in Gebirgen. (Besondere Fälle, wie z. B. die Eichenwälder der Rhön, können hier nicht untersucht werden.) Die Buche nun ist, im Gegensatz zur Eiche, in den meisten deutschen Mittelgebirgen und in unseren Alpen der einzige Laubbaum, der große Bestände bildet und auch am Mischwald maßgebenden Anteil hat, ein Grund, weshalb der Grauspecht im Gebirge häufiger gefunden wird als anderswo. Zwar gehört auch er zu den Erdspechten, die sich gerne nahrungsuchend (Ameisen!) auf dem Boden freier Plätze herumtreiben, liebt also ebenfalls den Wechsel von Freiland und Baumbestand, aber doch nicht in dem gleichen Maße wie sein Vetter. Kleinere grasige Lücken, wie sie in den Hangwäldern der Gebirge überall vorhanden sind, bei uns z. B. auf den Lawinenzügen, scheinen diesem Bedürfnis zu genügen. Grün- und Grauspecht vertreten sich also gegenseitig, und nur wo Niederungen und Gebirgsländer allmählich ineinander übergehen, vor allem also im niedrigen Hügellande, können sie ausnahmsweise nebeneinander vorkommen. Einer von beiden wird aber dann wohl immer der seltenere sein. Auf solche Gegenden beziehen sich jene Angaben, wonach "der viel seltenere (!) Grauspecht annähernd (!) die gleichen Örtlichkeiten bewohnt". Solche Mischgegenden sind aber ökologisch nicht typisch. Nachstehende graphische Darstellung (S. 65 oben) versucht die geschilderten Verhältnisse annähernd wiederzugeben.

Daß der Grauspecht als Brutvogel über die obere Buchengrenze hinaus bis zur Baumgrenze geht, steht nach Müllers oben zitierten Beobachtungen fest. Es darf aber vielleicht doch für diesen Höhengürtel des reinen Nadelwaldes eine Nadelwald der Alpen (und Mittelgebirge?)
Mischwald der Alpen und Mittelgebirge
Laubwald (Buchen) der Alpen und Mittelgebirge
Laub- und Mischwald und Parklandschaften niedriger
Hügelländer

Laubwaldgebiete, Parklandschaften der Niederungen (Eichen, Pappeln)



geringere Häufigkeit als im Bereich der Buche selbst angenommen werden (in vorstehendem Schema nicht berücksichtigt). In diesem Zusammenhang wäre die weitere Feststellung interessant, ob der Grauspecht innerhalb des Gesamtareals der Alpen das Zurückweichen der Buche in den Zentralalpen mitmacht, also in jenen Teilen der Zentralalpen ganz fehlt, wo auch die Buche fehlt, und in den anderen zentralen Teilen gleich der Buche die normale Höhengrenze der Randgebiete nicht erreicht.

Für vogelkundlich weniger als botanisch bewanderte Leser dieses Jahrbuchs seien noch einige Worte über die äußere Erscheinung des Grauspechtes angefügt. Er ist etwas kleiner als sein grüner Vetter, aber erheblich größer als der bekannte Große Buntspecht. Die Färbung entspricht am allgemeinen der des Grünspechtes, ist aber dunkler und geht mehr ins Graue; das Rot am Kopfe ist weniger ausgedehnt. Nur der Bürzel prangt in gleich leuchtendem Olivengoldgelb, was am abfliegenden Vogel besonders in die Augen fällt.

Der Weißrückenspecht, die weitaus seltenste deutsche Spechtart, ist in Mitteleuropa fast ausschließlich Gebirgsvogel, bewohnt in Nord- und Osteuropa aber auch die bewaldeten Niederungen. Im Naturschutzgebiet gelangte er seit Beginn der planmäßigen Durchforschung erst zweimal zur Beobachtung, beide Male jedoch im August, also außerhalb der Brutzeit. Ostern 1934 ist es nun geglückt, auch diesen Specht als Bewohner des Gebietes eingehender kennen zu lernen, wenn auch vorerst nur in einem einzigen Paare. Dieses aber konnte während zweier aufeinanderfolgender Tage von morgens bis abends auf ein und demselben engbegrenzten Platz beobachtet werden. In dieser Jahreszeit hat es sich somit zweifellos um ein Brutpaar in seinem angestammten Revier gehandelt. Wie mir nachher der Betreuer dieses Revieres, Herr Forstverwalter Hellersberg, bestätigte, hat er die Spechte an dieser Stelle schon oft gesehen. Die Örtlichkeit liegt am Obersee. Der Platz um den Ausfluß des Sees ist bestanden mit schönen alten Bergahornen und Eschen. Darüber erstreckt sich gegen die Kaunerwand hinauf eine Blockhalde mit Haselsträuchern und einigen Buchen, Eschen und Ahornbäumen, die ständig von Steinschlag bedroht und daher über und über mit Wunden und Narben bedeckt sind. Nördlich schließt unten ein Fichtenbestand, darüber steiler Buchenwald an, der gegen niedergehende Steine ebenfalls schwer zu kämpfen hat. Dies alles umfaßt, soweit es im Aktionsbereich des Spechtpaares lag, nicht mehr als 300 m im Geviert bei einer Höhenlage von nur 613 (Spiegel des Sees) bis 700 m. Hier trieben die beiden Weißrückenspechte ihr anziehendes Wesen. Im Buchenwald unter der Kaunerwand war eines der vier Grauspechtpaare ihr Nachbar. — Die jüngste Beobachtung stammt aus dem Schreinbachtal, wo am 9. 9. 34 Herr H. von Hedemann in 860 m Höhe eine ganze Familie belauschen konnte.

Im allgemeinen gilt der Weißrückenspecht als Bewohner von Laub- und Mischwald. Als solchen habe ich ihn in einem Fall in der Reichenhaller Gegend

> kennen gelernt. Nach Taczanowski bewohnt er in Polen die Laubwälder, insbesondere wenn sie aus Eichen, Birken und Ulmen bestehen, nicht aber die Nadelwaldungen, und bevorzugt sowohl zur Nestanlage als bei der Nahrungssuche

sehr vermorschte Bäume, selbst solche, die nur noch durch die Rinde zusammengehalten werden. Ja, in einem Falle war ein Nestbaum derart verrottet, daß er in Stücke brach, als ihn der genannte Gewährsmann rüttelte (nach Brehm, Tierleben). Auch Nilsson berichtet, daß gerade dieser Specht Wälder mit sehr vermorschten Bäumen anderen bevorzuge, stellt aber im übrigen das Vorkommen auch in Nadelwäldern fest. Mit diesen Angaben stehen meine bisherigen Beobachtungen

am Obersee im Einklang. Für alte Bergahornbäume sind ja vermorschte Stammteile und Äste sehr bezeichnend, und auch die Buchen unter der Kaunerwand tragen manch moosbedeckten Ast, dem man ansieht, daß er

beim nächsten Sturm zu Boden krachen wird. Während der zweitägigen Beobachtungsdauer waren die beiden Vögel nur auf Laubbäumen zu sehen;
einmal allerdings hörte ich einen der Beiden lange Zeit aus dem genannten
Fichtenbestande rufen, ohne ihn jedoch erblicken zu können. Ad. Kl. Müller
berichtet aus dem Wendelsteingebiet (s. o.!), daß er die Bruthöhle eines Weißrückenspechtes "in einer schmächtigen Weißtanne mit vertrockneten Nadeln
fast am Rande eines alten, mit wenigen Buchen untermischten Nadelwaldes in
etwa 1100 m Höhe" fand. Er hat ferner an demselben Platz den Dreizehenspecht getroffen, mit dem somit unser Vogel gelegentlich das gleiche Brutrevier
teilen kann. Der dreizehige Specht hält sich strenge an die Nadelwälder des
mittleren und oberen Gürtels, als deren nicht seltener Charaktervogel er bereits
im letzten Bande dieses Jahrbuches bezeichnet wurde.

Von den übrigen schwarzweiß gezeichneten deutschen Spechtarten unter-

scheidet sich er weißrückige durch ein großes weißes Feld auf dem Oberrücken. Zwar besitzt auch der Dreizehenspecht einen weißen Rücken; doch verläuft bei ihm das Weiß als Längsstreifen schon vom Hals an über die ganze Oberseite herab, während es bei unserem Vogel quer über die untere Schulterpartie geht, die obere aber schwarz läßt. So leuchtet es hier beim fliegenden Vogel als große weiße Scheibe, beim dreizehigen als nicht sehr breiter Längsstreif auf dem Rücken. Überdies macht der Letztere einen sehr düsteren, der Weißrückenspecht im Gegensatz dazu einen sehr hellen, "sauberen" Eindruck, wie überhaupt in seiner ganzen Befiederung mehr und reineres Weiß auffällt als bei allen anderen Arten. Je nach Alter und Geschlecht ist bei ihm der Scheitel rot oder schwarz, beim Dreizehenspecht gelb oder weiß. Durch diese feldornithologischen Kennzeichen lassen sich die beiden interessanten Alpenspechte unter günstigen Beobachtungsbedingungen nicht allzu schwer unterscheiden.

Berichtigung.

In der letztjährigen Veröffentlichung dieses Jahrbuches (5. Jahrgang, 1933) über "Die Vögel und die Pflanzenwelt des Naturschutzgebietes Berchtesgaden" wurde infolge unglücklichen Zusammentreffens mehrerer Umstände bedauerlicherweise übersehen, zwei Zitate als solche zu kennzeichnen. Es sind demnach unter Anführungszeichen zu setzen: Seite 69 sechste bis dritte Zeile von unten: "können zwei . . . unterscheiden". Seite 71 letzte Zeile bis Seite 72 erste Zeile: "Allerdings . . . falsch". Beide Anführungen sind O. Schnurre's Buch "Die Vögel der deutschen Kulturlandschaft" entnommen, das im Literaturverzeichnis jener Arbeit aufgezählt ist.

to have made as the resembled to the principle of the pri

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: <u>Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen</u>

Jahr/Year: 1934

Band/Volume: 6 1934

Autor(en)/Author(s): Murr Franz

Artikel/Article: <u>Die naturwissenschaftliche Durchforschung des</u>

Naturschutzgebietes Berchtesgaden Vill. 54-67